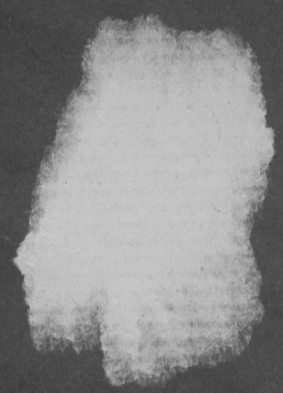


Ed. XXI, Nr. 2926.

Das Buch ist ein
Papierbuch
aus dem Jahr 1826





3) Siehe die Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich: „Pfahlbauten.“ Erster Bericht. Band IX. Abth. 2. Heft 3. — Fünfter Bericht. Band XIV. Heft 6.

4) *Vasa Vinaria*, siehe Plinius nat. hist. XIV. c. 21. Erhaltene Exemplare im Museum der helvetischen Römerstadt Aventicum, jetzt Avenches im Waadtiland. S. Joh. v. Müllers Geschichte der Schweiz I, 63.

5) Glasbecher aus altdeutschen Gräbern siehe Cochet, Normandie souterraine. Paris 1855. p. 185. — Lindenschmit, das germanische Totenlager bei Selsen in Rheinhessen p. 27. — Hassler, das alemannische Totenfeld bei Ulm in den Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Oberschwaben. Heft XIII. pag. 28.

Fasshahnen aus altdeutschen Gräbern siehe Hassler l. cit. pag. 23. und die Abbildungen auf Tafel II. Figg. 12 u. 13.

6) Hie neigt sich das grosse Fass hochachtungsvoll vor den versammelten Mitgliedern der germanistischen Section und declinirt sich selbst auf gothisch wie folgt:

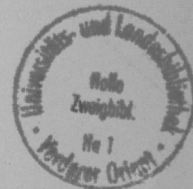
Sing.	nom.	das grosse Fass	fat thata mikilò
	gen.	des grossen Fasses	fatis this mikilins
	dat.	dem grossen Fasse	fata thamma mikilin.
		accusativ wie nominativ.	
Plur.	nom.	die grossen Fässer	fata thò mikilóna
	gen.	der grossen Fässer	fatè thizè mikilanè
	dat.	den grossen Fässern	fatam thaim mikilam.
		acc. wie nom. —	

Die Erklärung des gothischen „skapia maziäa drinkan“ siehe bei Massmann *Gothica minora* in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum. Band I. pag. 379.

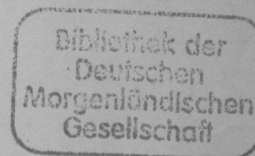
7) Hie neigt sich das grosse Fass vor den anwesenden Germanisten zum andernmal und declinirt sich selbst auf althochdeutsch wie folgt:

Sing.	nom.	das grosse Fass	vaz grôzaz oder vaz daz michila
	gen.	des grossen Fasses	vazzes grôzes oder vazzes des michilin
	dat.	dem grossen Fasse	vazze michilemu oder vazze demo michilin
		acc. wie nom.	

Den Pluralis fügt dasselbe nicht mehr bei, um nicht allzu ausführlich zu werden. Feliciter bibatis!



Oc 126, 40



Zweite allgemeine Sitzung, Donnerstag den 28. September.

Erledigung einiger geschäftlichen Angelegenheiten durch den Präsidenten Prof. Köchly und den ersten Sekretär.

Hierauf beginnt Prof. Fleischer aus Leipzig seinen Vortrag:

Der Morgenländer in Europa.

Im Jahre 1856 ging aus der nordamerikanischen Missionspresse in Beirut ein auf Kosten des noch jetzt lebenden Verfassers gedrucktes arabisches Buch hervor, 132 S. kl. 8^o, betitelt: Kitâb al-nuzhah al-schahiah fi'l-rihlah al-salimiâh, d. h. das Buch der ergötzlichen selimischen Reisebeschreibung, — selimisch vom Vornamen des Verfassers, Selim Bisteris, eines wohlhabenden Kaufmanns aus der in Beirut ansässigen christlichen Familie Bisteris. Das Buch gilt mit Recht

Verhandlungen der XXIV. Philologen-Versammlung.



für eine literarische Merkwürdigkeit, als der erste durch die Presse veröffentlichte Versuch eines Morgenländers unserer Zeit, seinen Landsleuten einen grösseren Theil von Europa aus eigener Anschauung und wenigstens die Hauptpunkte davon ziemlich im Einzelnen zu schildern. Für uns Europäer bringt es natürlich in den Sachen selbst nichts Neues, übt aber einen eigenthümlichen Reiz durch die absonderlichen Gedanken und Gefühle, welche die Betrachtung unserer Länder und Städte, unseres Lebens, unserer Sitten und Gewohnheiten in dem reisenden Orientalen hervorrufft und die er an geeigneten Stellen mit Offenheit und Wärme, hier und da sogar — eine kleine Schwäche des guten Mannes — in Versen ausspricht. Dabei ist man ihm das Zeugniß schuldig, dass er im Allgemeinen für Alles in Europa ein offenes, durch kein Vorurtheil getrübbtes Auge hat, ruhig beobachtet und fast immer richtig schildert, zu welcher Objectivität gewiss der Umstand wesentlich beigetragen hat, dass er als Christ geboren und gebildet ist, daher von Haus aus für vieles Europäische ein ganz anderes Verständniß mitbringt, als der durch und durch asiatische Muhammedaner; dass er ferner wenigstens für das Italienische und Französische keines Dolmetschers bedurfte.

Sein geistiges Verhältniss zu Europa bezeichnen gleich die ersten Worte der Vorrede:

„Während ich mich früher immer bloss mit dem Wunsche getragen hatte, die europäischen Länder und Städte zu bereisen, um jene Gegenden voll hoher Bildung und staatlicher Ordnung durch eigene Anschauung kennen zu lernen, wurde ich später durch einen besondern Umstand genöthigt, diesen Wunsch ungesäumt zu verwirklichen, nämlich durch das Bedürfniss des Luftwechsels zur Befestigung meiner Gesundheit, welche ich, Gott sei Dank, durch die Bemühungen Ibrahim Effendi's, des Oberarztes der osmanischen Truppen in Beirut, wiedererlangt hatte. Und da nun mein lieber Bruderssohn, Habib Ben Dschirdschis Bisteris, auch eine solche Reise zu machen beabsichtigte, so wurde er durch meinen Reiseplan veranlasst, den seinigen ebenfalls eher auszuführen, als es wahrscheinlich sonst geschehen wäre, um in meiner Gesellschaft zu reisen und während unseres Aufenthaltes in der Fremde mir seine Pflege zu widmen. Wir bestiegen demnach zusammen das Dampfschiff am 27. März des Jahres 1855 und fuhren in der dritten Nachtstunde von Beirut ab.“ — Die Fahrt geht nun längs der syrisch-palästinensischen Küste hinunter, vor dem Karmel vorbei, zunächst nach Jaffa, wo einen Tag gerastet wird. Gegen Anbruch der Nacht schiff man sich wieder ein. Ein heftiger Wind erhebt sich, so dass der Capitän schon glaubt, es sei ein Sturm im Anzuge; der Dampfer schwankt stark hin und her; „ich aber“, versichert unser Reisender, „war dabei ganz munter und wohlgemuth, denn ich fühlte mich durch die frische Seeluft merklich gekräftigt und empfand auch nicht die mindeste Anwendung der Seekrankheit, die doch sonst die meisten Seereisenden befällt.“

Am vierten Tage läuft der Dampfer in den Meerbusen von Alexandrien ein, wo die beiden Bisteris von ihrem Freunde, Herrn Faḍlallāh Kardāḥi, eingeholt und in seinem Hause ausserhalb der Stadt am Nilufer gastfreundlich aufgenommen werden. Während ihres mehrtägigen Aufenthaltes daselbst empfangen und erwidern sie die Besuche vieler andern Freunde und Bekannten, und besichtigendie Sehenswürdigkeiten von Alexandrien, deren Beschreibung mit der pikanten Bemerkung schliesst: „Alles zusammengenommen müssen wir sagen, dass, wenn diese Stadt durch die Bemühungen des Vicekönigs Saïd Pascha sich so zu erweitern und in jeder Hinsicht zu heben fortfährt, sie in Kurzem unter die schönsten fränkischen (d. h. europäischen) Städte zu rechnen sein wird.“ Es folgt dann eine Eisenbahnfahrt nach Kairo und die Beschreibung dieser Stadt, mit besonderer Hervorhebung der Bauwerke und

Bildungsanstalten Mehemed Ali's, freilich auch mit Hinweisung darauf, dass von dem schnell Geschaffenen und Begonnenen gar Manches schon wieder verfallen und aufgegeben sei, oder dem Verfall entgegengehe. So war die vor der Stadt liegende medicinische Schule zur Heranbildung von Armeearzten zwar noch im Besitze ihres anatomischen Theaters mit Nachbildungen menschlicher Körpertheile aus Wachs und Glas, aber öde und verlassen, ohne Lehrer und Lernende, während sie unter Mehemed Ali's Regierung ein ebenso ausgezeichnetes Lehrpersonal als zahlreiche Zöglinge gehabt hatte.

Nach einem Besuche der Pyramiden von Gize geht die Fahrt auf dem Nil und dem Mahmudie-Kanal zurück nach dem Hafen von Alexandrien. Der Reisende nimmt nun Abschied vom asiatisch-afrikanischen Boden und tritt in Malta zum ersten Male in eine ganz europäische Atmosphäre ein. An der Hand eines Cicerone besucht er die Merkwürdigkeiten der Stadt, zuerst die Johanniterkirche und das Regierungsgebäude, wo er besonders bemerkt, dass nicht nur ein grosser Audienzsaal da sei, in welchem der englische Statthalter die officiellen Besuche und Vorstellungen annehme, ferner ein anderer Saal zu Berathungen desselben mit den Angesehensten der Insel über wichtige Regierungsangelegenheiten, sondern auch ein gegen orientalische Begriffe von Anständigkeit hart verstossender Tanzsaal für Herren und Damen, und daneben ein grosses Rauchzimmer bloss für Herren, da die fränkischen Damen noch nicht gewöhnt seien, wie die orientalischen, zu rauchen, „wenigstens nicht öffentlich oder in grosser Gesellschaft.“ Dort bekommt er auch den ersten Begriff von der Allgewalt europäischer Mechanik durch Besichtigung der für die englische Besatzung angelegten Dampfmühle und Dampfbrodbäckerei, deren wunderbar ineinandergreifenden und wie von Geisterhand getriebenen einzelnen Theile ebenso eingehend beschrieben werden, wie darauf das Arsenal mit den grossen Werkstätten für alle Arten Kriegsmaterial. „Auch diese Fabrication“, heisst es, „wird mit Dampfmaschinen betrieben, und die Arbeiter darin haben eine solche Geschicklichkeit in der Bearbeitung der Metalle, dass es ist, als wäre Eisen und Erz in ihren Händen nur Wachs, wie der Koran erzählt, dass Gott die härtesten Metalle für den König David zur Verfertigung seiner Panzerhemden in eine weiche Masse verwandelt habe.“

Das Schauspielhaus in Malta, von dessen Grösse die Eingebornen, wie unser Reisender sagt, viel Wesens machen, findet er nicht grösser als das, welches Herr Maron El-Nakkasch in Beirut erbaut habe. Diesem Wohlthäter seiner Vaterstadt, ebenfalls einem Christen, entrichtet er bei dieser Gelegenheit einen auch nach anderweiten Zeugnissen wohlverdienten Dankeszoll mit den Worten: „Wenn der Selige auch dem Körper nach von uns genommen ist, hat er sich doch in unseren Herzen ein unvergängliches Denkmal gestiftet durch seine Verdienste um die höhere Bildung so vieler Menschen in verschiedenen Beziehungen.“

Eine kurze Uebersicht über die Geschichte der Insel von den ältesten Zeiten an schliesst mit den Worten: „Die Engländer haben die schon früher starken Festungswerke der Insel zu so imponanter Grösse erhoben, dass sie jeder menschlichen Macht Trotz bieten, und die Einwohner, deren Zahl sich nicht über 50,000 Seelen beläuft, erfreuen sich unter ihrer gegenwärtigen gerechten Regierung vollkommener Ruhe und eines grossen Wohlstandes, den sie besonders dem Umstande verdanken, dass sie bei einem ausgebreiteten Handelsverkehr nur sehr geringe Eingangs- und Ausgangszölle zu entrichten haben.“

Von Malta geht die Reise nach Messina und von da nach kurzem Aufenthalte, der nur die Hauptkirche, ein Nonnenkloster und einige Alterthümer zu besuchen verstattet, weiter nach Neapel, vor der Insel Strömboli mit ihrem Vulcan vorüber. „Unaufhörlich“, heisst



es da, „steigt der Rauch mit Macht aus dem Gipfel dieses Vulcans auf. Unten am Berge soll ein kleines Oertchen liegen, von welchem man auf schlechtem, holprigem Fussessteige nach dem Gipfel gelangen kann. Wie wunderbar, dass Menschen es gewagt haben, sich gerade unter diesem Höllenberge anzubauen, und auch da aushalten!“ In der allgemeinen Physiognomie von Neapel fällt ihm nichts so sehr auf, als 1) die Art und Weise, wie die zahlreichen Bettler ihre Gesuche anbringen; „sie bitten“, sagt er, „nicht wie die Bettler anderwärts schlechthin um ein Almosen, eine Gottesgabe oder dergleichen, sondern sprechen: ‘Mein Herr, schenken Sie mir ein Stück Geld zu einem Glase Wein!’ 2) dass auf königlichen Befehl alle Männer, Jung und Alt, auch die Mönche, Lippen- und Kinnbart glatt abgeschoren tragen mussten, wie der König Ferdinand II. selbst, der seiner Gerechtigkeit und Sittenstrenge wegen hochgeachtet, aber in seiner Herrschergewalt ebenso unumschränkt sei wie der türkische Sultan.

Eine neue Welt thut sich dem Reisenden auf in dem San-Carlo-Theater, den vielen Kirchen, dem Kloster San-Martino, den Katakomben, dem königlichen Garten, der königlichen Bibliothek, den königlichen Schlössern auf Capo di Monte und in Caserta, dem Museo Borbonico, dessen Alterthümer und Kunstschatze er ausführlich beschreibt, mit der naiven Bemerkung: „Man sagte mir, der grösste Theil dieser Curiositäten und Kostbarkeiten komme aus einer Stadt Pompeji, die vor 1200 Jahren — ich weiss nicht von wem oder wodurch — zerstört worden sei.“

„Aber“, schliesst er die Beschreibung aller dieser Herrlichkeiten, „das wunderbarste Schauspiel, welches wir in Neapel hatten, war doch der Schwefel- und Feuerberg, der da heisst Volcano, nicht weit von der Stadt, die er stets bedroht; denn am Tage sieht man gewaltigen Rauch aus seinem Gipfel emporsteigen, der zuweilen vom Winde nach der Stadt hin getrieben wird, so dass man in ihren Strassen selbst die schwefeligen Dünste riecht; des Nachts aber erscheint auf seinem Gipfel eine breite, hochaufsteigende Feuerflamme, aus der grosse glühende Funken und Schlacken in die ganze Umgegend herabfallen, so dass, wenn dieser Feuerregen bisweilen sehr stark wird, Bäume und Saaten davon versengt und verbrannt werden. Diesen Berg zu ersteigen, wie man mir vorschlug, konnte ich mich aus Furcht vor der Hölle in seinem Innern und vor jenem Feuerregen nicht entschliessen. — In summa sahen wir in und bei dieser Stadt so viel herrliche Gebäude, Kunstwerke, Curiositäten aus alter und neuer Zeit, schöne Landschaften, Gärten, Bäume und Blumen, dass es sich nicht beschreiben lässt, und ich muss sagen: diese Stadt gehört zu den schönsten und herrlichsten auf der Welt. Ihre Reize weckten sogar mein schwaches poetisches Talent aus seinem Schläfe und ich widmete ihr folgende zwei Verse:

„Ich habe viele Länder durchstreift, aber eine Stadt wie diese sah ich nirgends; sie gleicht einer Schönen mit geöffnetem Rosenmunde, aus dem reizende Perlenzähne hervorstrahlen. Sie stellt ein irdisches Paradies dar, aber neben ihr kocht die Hölle im Bauche eines Schwefelberges.“

Der Beschauung Roms und seiner Umgebung widmet Herr Bisteris sieben Tage und zählt das jeden Tag Gesehene gewissenhaft auf. Obwohl der orthodoxen nicht-unirten griechischen Kirche zugethan, giebt er doch gläubig alle Apostel-, Märtyrer-, Heiligen- und Reliquien-Legenden wieder, die man ihm erzählt, und spricht vom Papst und seiner Curie äusserst respectvoll. Mächtig ergriffen fühlt er sich von der Peterskirche, die er viele Male besucht, aber sich daran doch nicht satt gesehen zu haben versichert. Die hohe Kuppel habe er zwar zu ersteigen versucht, aber ihre höchste Höhe nicht erreichen können, da die dahin



führende Treppe aus mehr als 200 Stufen bestehe, und das sei ihm doch zu viel gewesen. Für die schönste römische Kirche erklärt er aber die nach dem grossen Brande 1828 neu-aufgebaute, damals noch unvollendete Chiesa di San Paolo, drei Viertelstunden von der Stadt entfernt; doch urtheile er so nur nach seinem orientalischen Geschmack; der europäische Geschmack stelle St. Peter höher. Er vergisst nicht zu bemerken, dass mehrere Fürsten dem Papste zum Neubau von San Paolo Geschenke dargebracht hätten: so mehrere italienische Fürsten die 140 rothen Monolithen, welche die Kirche tragen; der Kaiser Nicolaus von Russland den grünen russischen Granit, aus welchem der Hochaltar und zwei andere Altäre neben ihm bestehen; ja sogar der Muhammedaner Mehemed Ali von Egypten die sechs Säulen des Hochaltars aus glänzendem gelben Marmor.

Zuletzt meint er, Rom führe mit Recht bei den Arabern den Beinamen al-ôzma, d. h. das sehr grosse —, nicht bloss wegen seiner räumlichen Ausdehnung, sondern hauptsächlich wegen der wichtigen Rolle, die es von jeher in der Weltgeschichte gespielt habe, und wegen der Menge und Schönheit seiner alten Denkmäler und Kunstschatze, hinsichtlich deren keine andere Stadt der Welt ihm gleichkomme. Aber Rom zu seinem beständigen Wohnsitze zu machen, dazu würde er sich doch nicht entschliessen können, denn die römische Luft sei schlecht und Hitze und Kälte gleich übermässig; die Sonne brenne da so heiss wie nie in Beirut, obgleich der römische Himmel nur selten so ganz unbewölkt sei, wie der über seiner lieben Vaterstadt. Manches habe er übrigens ungesehen gelassen — Schlösser, Villen, Gärten u. s. w. —, da er in und um Rom selbst schon Grösseres und Schöneres gesehen habe und man am Ende von dem vielen Sehen doch auch müde werde.

Die Weiterreise geht nun über das freundliche Livorno, wo er mit grossem Vergnügen die ersten europäischen theatralischen Vorstellungen sieht, nach Pisa. Hier findet er das, was er hyperbolisch „die wunderbarste von allen Merkwürdigkeiten der Welt“ nennt, den bekannten schief stehenden Glockenthurm. „Wer ihn sieht“, sagt er, „muss glauben, er werde jeden Augenblick einstürzen; denn er hängt nach der einen Seite hin so weit über, dass ein Stein, den man von seiner Spitze nach dieser Seite hin gerade herabfallen lässt, etwa 3 Ellen weit von seinem Fusse auffällt. Darum wagt es kein Fremder — und auch ich wagte es nicht — auf dieser Seite an ihm vorbeizugehen, während die Einheimischen ganz sorglos darunter hinweggehen.“ Die zur Erbauung dieses in seiner Art einzigen Thurmes angewandte Kunst verdiene zwar schon an und für sich die höchste Bewunderung, aber noch mehr müsse man doch darüber staunen, dass dieser schon im Jahre 1174 aufgeführte Bau alle Erdbeben und Orkane seither glücklich überstanden habe, ohne auch nur zu wanken.

Auf der Eisenbahn, die er „die Feuerstrasse“ nennt, nach Florenz passirt er das erste Mal nicht ohne Grausen einen Tunnel und ist froh, da glücklich durchgekommen zu sein, zumal da er hört, dass der Bergrücken, unter welchem der Tunnel hingeht, mit Gebäuden und grossen Bäumen belastet sei. Am meisten gefällt ihm in Florenz gleich der erste Palast, den er da sieht, il Palazzo Pitti; die sieben Säle im zweiten Stockwerke enthalten, wie er sagt, eine so grosse Menge prächtiger Teppiche, Verzierungen und Prunkgefässe, wie er in keinem der früher und später gesehenen Fürstenschlösser gefunden habe. Die Besichtigung alles in der Stadt Sehenswerthen beschliesst er mit dem Besuche eines Panorama's von Neapel, welches er so beschreibt: „Darin ist das Bild aller einzelnen Theile der Stadt in grossen Kästen mit geschliffenen Gläsern, durch welche man jene Ansichten leibhaftig vor sich hat; da schaut man die Häuser, die Strassen, die öffentlichen Plätze und Märkte, die



Menschen darin und darauf, die Wagen, den reinen Himmel und das ruhige Meer voll verschiedener Schiffe, die hohen Berge und ganz besonders den rauchenden Feuerberg —, in der That ein überraschendes, bewundernswürdiges Schauspiel! Lob Gott dem Schöpfer, der den Menschenkindern geheime Kräfte verliehen hat, seine und ihre eigenen Werke so nachzubilden!“ —

Florenz selbst, seine Seidenwebereien, der Charakter seiner Einwohner — alles dies gefällt ihm sehr wohl, auch das Wasser des Arno mundet ihm trefflich; aber mit dem Klima ist der verwöhnte Asiat und Seeanwohner nicht zufrieden; es ist ihm hier schon zu nördlich und zu binnenländisch. Dagegen befindet er sich wieder in seinem Elemente in der Seestadt Genua und ihrer herrlichen Umgebung. Da hat Alles seinen Beifall: Himmel, Luft, Meer, Paläste, Häuser, die feurigen, stolzen Männer und die schönen, graziösen Weiber; — nur Eines missfällt ihm: die engen und unebenen Strassen, auf denen eben so schlecht zu Fuss wie zu Wagen fortzukommen sei.

Eine kurze Seefahrt führt ihn nach Marseille, wo es wieder genug zu beschauen giebt, darunter, was ihn besonders interessirt, Mützenfabriken für das Morgenland. Auch sieht er da die Vorbereitungen zu einem militärischen Spektakelstück in dem grossen öffentlichen Garten, le Château de fleurs genannt. „Es war“, erzählt er, „damals gerade Krieg zwischen Frankreich und Russland, und die Franzosen belagerten mit ihren Verbündeten die Stadt Sebastopol und die dazu gehörige Feste Malakof. Da hatte man nun in diesem Garten eine Festung aus Holz und Pappe aufgebaut, die den Malakof vorstellte; und davor waren Flinten aufgestellt für die Leute, welche die Festung stürmen und in Brand schiessen sollten —, dies Alles als gute Vorbedeutung für den Sieg der Franzosen über die Russen und die Eroberung der Stadt.“

Echt orientalisches ist, was er von den Gärten in und um Marseille und von den Treibhäusern darin sagt: „In ihren Privatgärten haben sie viel Bäume, Sträucher und verschiedenartige Blumen; aber nur einige davon sind natürlich und von Gott geschaffen, andere werden künstlich erzeugt und stehen in Häusern von Glas; alle aber verkauft man zu Preisen, die uns geradezu närrisch vorkamen.“

Eine ganz neue Erscheinung ist für ihn eine angebliche Hellseherin in magnetischem Schläfe. „In dieser Stadt“, berichtet er, „ist auch ein Haus, worin man die Kunst versteht, Menschen durch äussere Mittel in Schlaf und während des Schlafes zum Reden zu bringen. In einem Zimmer dieses Hauses fanden wir drei Frauen eben damit beschäftigt, ein kleines Mädchen in Schlaf zu bringen. Nach einer Weile zogen sie sich zurück; wir aber traten hinzu, und siehe da! das Mädchen schlief auf einem Sessel mit offenen Augen und hochgerötheten Wangen; von Minute zu Minute athmete sie schwer auf, als wenn dieser Zustand sie sehr angriffe. Ihre Mutter, die bei ihr war, reichte ihr abwechselnd Orangensaft zu trinken und daran zu riechen, ohne dass sie davon erwachte. Ich setzte mich nun neben sie; da ergriff sie meine Hand und fing sie heftig zu reiben an, während sie immer stärker stöhnte, und zuletzt bewegte sie sich so, als ob sie gar nicht mehr schlief. Da fragte ich sie: „Reise ich allein, oder habe ich noch einen Gefährten?“ „Du hast“, antwortete sie, „einen Verwandten als Begleiter bei dir.“ Ich fragte weiter: „Wie ist er mit mir verwandt?“ „Er ist deines Vaters Bruders Sohn.“ „Ist er älter oder jünger als ich, und ist er der älteste oder der jüngste seiner Brüder?“ „Er ist von allen seinen Geschwistern am ältesten; er liebt dich und ist sehr für dich besorgt.“ „Weisst du, ob ich krank bin?“ „Du warst krank, bist es aber nicht mehr.“ Bis hierher war Alles richtig; nun aber fragte ich: „Willst du wohl sehen,

was die Meinigen in Beirut machen, und mir es sagen?“ „Ja wohl“, antwortete sie, und erzählte mir nach einigem Stillschweigen von ihnen eine Menge Geschichten; das waren aber Alles Lügen. Da indessen Einiges davon, was nach meiner Abreise geschehen sein sollte, beunruhigender Natur war, so konnte ich mich doch nicht ganz der Besorgniss entschlagen, dass sie darin die Wahrheit gesagt haben möchte, bis ich bei meiner Rückkehr erfuhr, dass auch das Alles aus der Luft gegriffen gewesen war.“

Auch hier findet er das Clima nicht nach seinem Geschmack: das Wetter sei zu veränderlich und die kalten Nordwinde zu gewöhnlich. Ebenso in Lyon: die Stadt präsentire sich zwar sehr schön und habe herrliche Seidenfabriken, aber die Luft sei schlecht und voll fauliger Feuchtigkeit von dem durch die Abflüsse der Fabriken und Färbereien verunreinigten Wasser und dem vielen Regen. Dagegen seien die Einwohner äusserst artig, und er habe da das erste Mal seit seiner Ankunft in Frankreich das bestätigt gefunden, was er daheim von den feinen Umgangsformen und dem lebenswürdigen Wesen der Franzosen gehört hätte. —

Aber nun erst Paris und die Pariser! Paris — bekennt er — ist wirklich das irdische Paradies, über dem der Fremde seine Heimat völlig vergessen kann. „Wir blieben dort“, fährt er fort, „ganze 29 Tage, von denen wir die meisten dazu verwendeten, von früh bis Abend, manchmal bis spät in die Nacht hinein, die Stadt und Umgegend zu durchwandern und die unzähligen Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Die Zeit war uns darüber am Ende so rasch vergangen, als wären die 29 Tage bloss 1 Tag gewesen. — Die Pariser sind wohlgesittet, artig, freundlich und gefällig im Umgange, auch behandeln sie den Fremden mit mehr Auszeichnung und sind gastfreundlicher gegen ihn als alle anderen Europäer. Dabei lieben sie Kunst und Wissenschaft, wie sie denn auch die ausgezeichnetsten Werke beider täglich vor Augen haben. Selbst die vornehmsten Leute in Paris sind Muster von Herablassung, Leutseligkeit und Höflichkeit. Die Sprache reicht nicht hin, alle Vorzüge dieser Stadt aufzuzählen, sei es hinsichtlich ihrer Strassen, Plätze, Gebäude, Spaziergänge, Gärten und Vergnügungsorte, sei es hinsichtlich des bequemen und angenehmen Lebens, das man da führen kann. Bewunderungswürdig ist auch die Ordnung, Ruhe und Sicherheit, die — Dank der Polizei — selbst bei'm lebhaftesten Verkehr und im grössten Gedränge auf den Strassen herrscht.“

Doch auf der Welt ist nun einmal nichts vollkommen, und so hat auch dieses glänzende Gemälde einige Schattenseiten, zuerst, wie nach dem Vorhergehenden zu erwarten, eine climatische. „Das Wetter“, heisst es weiterhin, „ist in Paris sehr veränderlich, die Hitze nicht minder stark als die Kälte; des Morgens weht immer ein recht empfindlich kühler Wind und Nebel deckt die ganze weite Gegend; doch schadet das dem Körper gerade nicht, da die Luft wenigstens im Allgemeinen gesund ist. Das Trinkwasser wird aus der Seine bezogen und dann in den Häusern aufbewahrt; da verliert es dann seinen natürlichen Geschmack, so dass es weder angenehm zu trinken, noch der Gesundheit zuträglich ist. Desgleichen sind Garten- und Baumfrüchte in Paris bei weitem nicht so in Ueberfluss und so wohlfeil wie bei uns; namentlich die nicht ganz reifen grünen Wassermelonen, die man den völlig reifen vorzieht, stehen unverhältnissmässig hoch im Preise.“

Von den Erwerbsquellen und der Lebensweise der Pariser entwirft er folgendes, freilich höchst einseitige Genrebild, wonach die ganze Pariser Bevölkerung eine neue Auflage der Phäaken wäre:

„Der Pariser gewinnt die Mittel zu seinem Lebensunterhalt grösstentheils aus dem Ertrage liegender Gründe und Häuser, so wie aus den Actien der Eisenbahnen und anderer ähnlicher Unternehmungen. Im Allgemeinen betreibt er wenig industrielle und Handels-



geschäfte und bringt seine meiste Zeit mit Lustwandeln und Kurzweil aller Art hin. Wenn er des Morgens seine Wohnung verlässt, so beginnt er sein Tagewerk damit, dass er an eine Theatercasse geht und dort ein Eintrittsbillet zur Abendvorstellung löst; dann streift er in den Strassen umher, geht in ein Kaffeehaus und liest die neuesten Tageblätter; hierauf besucht er Gärten, Spaziergänge und andere öffentliche Orte, zuletzt ein Speisehaus, wo er seine Mahlzeit hält; kommt endlich der Abend heran, so geht er in sein Theater und kehrt gewöhnlich erst nach Mitternacht wieder nach Hause.“

Nachdem Herr Bisteris auf diese Weise den reichen Pariser Rentier und Flâneur als den Prototyp der ganzen Einwohnerschaft hingestellt hat, bringt er allerdings gleich selbst das nöthige Correctiv nach, indem er sagt: „Da aber die Lebensmittel in dieser paradiesischen Stadt sehr theuer sind, sieht man in ihr auch viele Arme; ja es sollen sich jede Nacht ungefähr 60,000 Pariser niederlegen, ohne einen Bissen Brod gegessen zu haben; — noch mehr: manche ganz Arme, ihres elenden Lebens überdrüssig, legen Hand an sich oder stürzen sich in die Seine. Davon haben wir doch in unserem Lande, trotz der geringen Anzahl wirklich reicher Leute, nie etwas gehört.“

Doch lässt er sich durch den Hinblick auf so viel Elend neben so viel Wohlleben den Genuss der Gegenwart nicht verkümmern; im Gegentheil geräth er immer wieder über die Pariser Herrlichkeiten in Entzücken, und berauscht, wie er selbst sagt, von dem süssen Tranke immer neuer Freuden, ergiesst er sich wieder in zwei Verse:

„Paris ist zugleich das reizendste Paradies für die Augen und die reichste Fundgrube aller übrigen Genüsse. Wollte ich es genügend beschreiben, so müsste ich ganz aus Zungen bestehen.“ (Man sieht, dass Herr Bisteris sich mit der Selbstanklage dichterischer Trunkenheit entschieden Unrecht thut.)

Aus der langen Reihe von Beschreibungen des in Paris Gesehenen und Gehörten hebe ich nur noch einiges zur Charakteristik unseres Reisenden Gehörige hervor.

Von der grossen Industrieausstellung sagt er: „Nachrichten davon waren bis zu uns nach Syrien gedrungen und hatten in uns das Verlangen geweckt, sie zu sehen. Gleich beim ersten Eintritt aber fanden wir, dass alle jene Nachrichten weit unter der Wirklichkeit geblieben waren und dass diese Ausstellung ein Schauspiel ist, welches von den Bewohnern der entferntesten Länder besucht zu werden verdient.“ Aber sein vaterländisches Herz empört sich beim Anblicke der wenigen Artikel aus dem türkischen Reiche: „Die Länder der hohen Pforte hatten leider nur ein paar gewebte Stoffe aus Smyrna und dem übrigen Kleinasien, ausserdem einige wenige Fabricate aus Constantinopel und der europäischen Türkei geliefert. Aus unserem Syrien aber war gar nichts da, als ob man nicht gewagt hätte, unsere Gewerbe- und Kunsterzeugnisse neben die Europa's zu stellen. Und doch werden in unserem Vaterlande manche ganz artige Sachen verfertigt, wie die Seidengewebe von Damaskus und Deir-el-Kamar, die gestreiften Stoffe von Aleppo, die Wollzeuge von El-Züq, die Schnitzwerke aus Knochen, Horn und Perlmutter von Jerusalem. Wenn auch diess Alles den europäischen Kunstsachen nicht gleichkommt, so würde man es doch in Europa, bei dem hier allgemeinen Interesse an Dingen aus dem Morgenlande, gewiss mit Vergnügen sehen.“

Der elektro-magnetische Telegraph im Ministerium des Auswärtigen — er nennt ihn die Blitzpost, al-bosta al-barqia — ist ihm „ein Wunder aller Wunder, das den Geist in Erstauen setzt und das Herz bezaubert.“ „O Wunder“, ruft er aus, „über diesen Eilboten, durch den man in einer halben Minute die Nachrichten von Paris in London, in anderthalb Minuten in

Marseille und in weniger als zwei Stunden in Petersburg hat, der die ganze Welt mit der ganzen Welt in beständiger Verbindung erhält. Preis Dem, der einem schwachen Menschen, dem Urheber dieser erstaunlichen Erfindung, solch' hohe Weisheit verliehen hat!“

In fast noch höhere Verwunderung setzt ihn aber ein Wachsfiguren-Cabinet in den Champs Élysées mit einem Automaten, der Pianoforte spielt, dabei mit Kopf und Füßen den Takt schlägt, nach dem Spiele eine Prise Tabak nimmt und dem vor ihm Stehenden ebenfalls eine darbietet. Hier wird ihm doch etwas unheimlich zu Muthe und er fragt sich selbst, ob das nicht an Zauberei und schwarze Kunst grenze? Doch beruhigt er sich mit dem Gedanken, Gott, der die Europäer den elektro-magnetischen*Telegraphen habe erfinden lassen, könne ihnen wohl auch die Kraft gegeben haben, solche Maschinen zu construiren. Abends auf dem Heimwege, mitten durch die weissen und rothen Gasflammen der Champs Élysées hindurch, verfällt er wieder in poetische „Trunkenheit“:

„O schöner Garten, man nennt dich die elysäischen Felder, weil du dem Menschen wirklich schon hienieden die Freuden des Paradieses bietest; aber du bast noch mehr als Elysium: weisse Lichtflammen, die wie die reinsten Perlen, und rothe, die wie Rubinen strahlen.“

Die grosse Oper mit dem Ballet beschäftigt nur seine Augen, nicht seine Ohren. „Man machte Tag und Nacht, Meer und trockenes Land, Blitz und Donner, dann die vier Jahreszeiten, vom Winter angefangen, -eine nach der andern. Zuletzt führten die Jahreszeiten mit ihrem Gefolge alle zusammen einen wundervollen Tanz auf, zu dessen Ende sie sich nach dem Kaiser Napoleon hin wendeten, sich verneigten und rückwärts tanzend in den Hintergrund verschwanden.“ Von der Oper selbst sagt er kein Wort; für unsere europäische Musik scheint er, wie die Asiaten in der Regel, keine Empfänglichkeit und kein Verständniss gehabt zu haben.

Desto tiefern Eindruck macht auf ihn in der Comédie française Mlle. Rachel als Monima im Mithridates. Er giebt Inhalt und Gang des Stückes an, kommt aber immer auf das Spiel der Rachel zurück, für dessen Trefflichkeit er nicht Worte genug finden kann. „Um Alles zusammenzufassen“, so schliesst er seinen Panegyrikus, „diese Rachel zwingt die Leute, mit ihr zu weinen und zu lachen, sich mit ihr zu betrüben und zu freuen. Wenn sie thut, als wäre sie krank, so muss Jedermann glauben, sie sei schon längst schwindsüchtig oder etwas der Art. Von Geburt und Religion ist sie eine Jüdin, übrigens in mittleren Jahren und von schwächtiger Gestalt. Gerade damals war ein nordamerikanischer Schauspieldirector nach Paris gekommen und hatte einen Vertrag mit ihr geschlossen, wonach sie in demjenigen Theile von Nordamerika, der ihrer Gesundheit am meisten zusagen würde, 200 Vorstellungen geben sollte, wofür ihr Häuser, Dienerschaft, Wagen und Pferde zur Verfügung gestellt und überdies dritthalb Millionen Francs zugesichert wurden. Vor ihrer Abreise hatte sie den Parisern versprochen, sieben Abende unentgeltlich zu spielen, und an dem Abende, wo ich sie sah, gab sie eben eine dieser Abschiedsvorstellungen.“

Die Taschenspieler- und Gauklerkünste des Herrn Robert Houdin erregen Anfangs in ihm wieder ernstliche Zweifel, ob hier auch Alles mit rechten Dingen zugehe, oder ob, nach seinem Ausdruck, „teuflisches Zauberwerk“ mit unterlaufe. Indessen mässigt sich sein Staunen und beruhigt sich sein Gemüth, als er erfährt, dass gerade die ihm unbegreiflichsten jener Kunststücke durch Chemie und Electricität zu Stande kommen, und man ihn sogar in die Fabrik führt, wo die dazu nöthigen Instrumente und Apparate verfertigt werden.

Die Vorstellungen einer Bereitertruppe in den Champs Élysées, wo er Kinder, Hunde und



Affen Dinge ausführen sieht, die man in Beirut selbst für erwachsene Menschen für unmöglich halten würde, veranlassen ihn zu einer ernsten Betrachtung, die zugleich eine nicht gerade schmeichelhafte Lehre für seine Landsleute und nächsten Leser enthält. „Dies Alles“, sagt er, „zeigt uns die Macht des Unterrichts, wodurch sogar kleine Kinder zur Leistungsfähigkeit erwachsener Männer und vernunftlose Thiere zur Kunstfertigkeit von Menschen emporgehoben werden; — hierdurch müssen auch wir Orientalen uns angetrieben fühlen, diejenigen Kenntnisse zu erwerben, durch die wir hoffen können uns nach und nach zur Bildungsstufe der Europäer zu erheben, die uns in Künsten und Wissenschaften so unendlich überlegen sind. Sagt doch einer unserer eigenen Dichter:“

„Sprecht nicht: die alten Meister sind dahin und haben ihr Geheimniss mitgenommen! — Wer ihren Weg geht, erreicht dasselbe Ziel wie sie.“

In dem grossen Cirkus hinter den elysäischen Feldern, links von der Strasse nach dem Bois de Boulogne, musste er das seit seiner Ankunft in Frankreich schon oft gehabte Schauspiel der Erstürmung des Malakow noch einmal — und diesmal als vollbesetztes Spectakelstück geniessen, mit einem entsetzlichen Aufwande von Menschen, Uniformen, Waffen und verknalltem Pulver.

Auf die früher berührte Nachtseite des Pariser Lebens wird er durch das traurigste aller öffentlichen Gebäude in Paris: die Morgue, zurückgeführt. Neben so viel Glanz und Lust sei doch auch viel Jammer, und es vergehe kein Tag, wo nicht fünf oder mehr Personen, aus Mangel am Nöthigsten, oder aus Melancholie und Lebensüberdruß, oder in einem Anfälle von Wahnsinn, oder aus andern unbekanntem Ursachen den Tod in der Seine suchten. Da habe denn nun die vorsorgliche Regierung Leute angestellt, die auf den Ufern des Flusses die Runde machen, jene Unglücklichen herausziehen und sie in ein kleines Haus in der Cité am Pont St. Michel bringen, wo sie, wenn man sie nicht wieder zum Leben bringen könne, ausgestellt bleiben, bis sie entweder von ihren Verwandten oder auf öffentliche Kosten begraben werden.

Nach einem Besuche von St. Cloud und Versailles nimmt er mit seinen gewöhnlichen zwei Versen, aber diesmal ungewöhnlich herzlich, Abschied von Paris:

„Liebes Paris! Wir müssen uns Lebewohl sagen! Könnten wir uns doch eines Tages wiedersehen! — Ist mir dies aber versagt, so werde ich dir wenigstens ans der Ferne mit jedem Reisenden meine Grüsse senden.“

Dampf zu Land und zu Wasser führt ihn über Boulogne sur mer nach London. Aber da will es ihm nicht gefallen. „Schon auf dem Wege dahin“, klagt er, „fuhren wir meistens unter jenem dicken englischen Nebel, der die Aussicht nach allen Seiten hin verschliesst und den Tag in Nacht verwandelt. Bald wurden wir von Regen, bald von Wind, und immer von stechender Kälte belästigt. Daher stellte sich auch die Krankheit wieder ein, von der mich eben meine Reise gründlich heilen sollte, und warf mich fast für die ganze Zeit meines Aufenthalts in London auf das Siechbett. Durch den Telegraph consultirte ich den berühmten Doctor Clot Bey in Marseille, der mich schon auf meiner Durchreise dort behandelt hatte und mir auch jetzt wieder auf demselben Wege etwas verordnete, was mich von diesem Rückfall befreite. Ich musste aber doch acht Tage das Zimmer hüten und sah nur durch das Fenster meiner Miethwohnung überallhin schwärzliche Häuser, über deren gleichfarbigen Dächern ein bleierner Himmel lag, und unendlichen Rauch aus Werkstätten und Fabriken, der die Wände russig färbt und sich selbst auf den Gesichtern der Menschen abzulagern



scheint. An einem Orte, wo der Tag wie die Nacht und der Sommer wie der Winter ist, sieht natürlich Jedermann finster aus. Das Wasser ist schwer, grösstentheils salzig, trübe, unverdaulich, und muss daher erst gereinigt werden, bevor man es trinken kann.“

Dieses persönliche Missbehagen an der Stadt verhindert ihn jedoch nicht, die Grossartigkeit ihres weltumspannenden Geschäfts- und Handelsverkehrs und die Tüchtigkeit ihrer Bewohner vollkommen anzuerkennen. Die Londoner sind nach ihm religiöser und in der Betreibung von Kunst und Wissenschaft eifriger und unermüdlicher als alle andern Menschenkinder, und besonders in dieser Hinsicht das gerade Gegenteil der Pariser: von frühem Abbrechen oder völligem Einstellen der Arbeit zur Veranstaltung von Vergnügungspartien und zum Genusse von Lustbarkeiten sei in London gar nicht die Rede.

„Wir verliessen London“, heisst es zuletzt, „mit lebhaftem Bedauern, dass uns nicht vergönnt war, länger dort zu bleiben und die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besichtigen.“

Nach Paris zurückgekehrt, fühlt er sich bald völlig wieder hergestellt und setzt seine Reise nach Brüssel fort. Hier bemerkt er zum ersten Male etwas, was ihm bisher in Europa noch nicht vorgekommen war, nämlich dass er mit seinem Begleiter in den Strassen ein Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit wird: „Während wir uns die Stadt beschauten, siehe, da wurden wir selbst ein Schauspiel für die Leute; Männer und Frauen stellten sich um uns herum, musterten unsere morgenländische Kleidung wie Wunder was Neues und hatten ihre Freude daran.“ Er zieht daraus den natürlichen Schluss, dass der Verkehr Italiens, Frankreichs und Englands mit dem Orient bei weitem stärker sein müsse als der Belgiens. Beim Abschiede giebt er der Stadt Brüssel das Zeugniß, dass ihr heiterer, lachender Anblick sein Herz mehr erfreut habe, als der irgend einer andern Stadt; auch die Belgier seien feine, geschickte Leute, die alle Kunsterzeugnisse der Franzosen und Engländer eben so gut und sogar noch besser als diese liefern. Lüttich und Verviers befestigen und vermehren dieses Wohlgefallen an Land und Leuten, das seinen höchsten Ausdruck in den beiden Abschiedsversen findet:

„Fern sei es, o Belgien, dass ich deiner je vergessen sollte; ja ich weiss es: meine Erinnerung an dich wird sich in der Entfernung zur Sehnsucht steigern! — Du bist das schönste Land der Erde, darum hast du recht, auf deine Reize stolz zu sein.“

Ueber Aachen geht die Reise zunächst nach Cöln, wo er aber den Dom nicht gesehen haben kann, da die Stadt nach ihm zwar eine schöne Lage am Rhein, aber Merkwürdigkeiten nur wenige und unbedeutende hat. Das Dampfschiff führt ihn von da nach Bonn und die Eisenbahn weiter nach Hannover. In den eigentlichen Rheingau ist unser Araber also gar nicht gekommen, und das muss man wirklich bedauern; denn schon was er zwischen Cöln und Bonn sieht, entzückt ihn. „Von Cöln nach Bonn brachte uns eine kurze Fahrt auf dem Rhein, die wir viel länger gewünscht hätten; denn unser Herz schwoll auf vor Freude über den Anblick des schönen breiten Stromes, der da hinfliesst zwischen weiten Ebenen, bekleidet mit prachtvollem Grün, das kurz vorher von einem Regen erfrischt worden war und in dessen Perlennetz sich eine hellstrahlende Sonne spiegelte. Ja (— nun die beiden Verse —):

„Herrlich ist der Rhein! Wie Harfengetön klingt das Rauschen seiner Gewässer, und so schnellen Laufes schiesst er dahin, als wären seine Wellen Rosse auf der Rennbahn.“

In Hannover gewinnt er durch den Besuch des königlichen Schlosses mit seinem Silberreichthum die Ueberzeugung, dass so etwas in keiner andern Königsburg gefunden werden



könne; „aber leider!“ setzt er hinzu, „ist der König, wie man uns sagte, blind, so dass er von allen Herrlichkeiten seines Schlosses selbst nichts sehen kann.“

Ohne sich in Braunschweig aufzuhalten, gelangt er nach Berlin. Die Stadt selbst hat seinen Beifall, aber — wiederum die alte Klage! — „das Wetter ist veränderlich und die Luft nur selten wolken- und regenfrei.“ Jedoch die Einwohner „sind gewerbleißig und kunstliebend, vor allen Deutschen wohlgesittet und“ (— das hat man ihm wahrscheinlich in Berlin selbst gesagt —) „gottesfürchtig und religiös.“ Die obligaten zwei Verse auf die Stadt lauten:

„Berlin ist ein herrlicher Garten, in dem tausend Schönheitsblumen blühen; aber dieses Lob bleibt weit unter der Wirklichkeit, und meine Zunge kann, während sie reden sollte, nur stammeln.“

Seine Besuche gelten in Berlin dem königlichen Schlosse, dem Palaste des Prinzen von Preussen, dem neuen Museum, wo er am meisten von Kaulbach's grossen Treppengemälden angezogen wird, und endlich noch der Blindenanstalt. Da setzt ihn das Lesen, Schreiben und Orgelspielen dreier kleiner stockblinder Mädchen in Erstaunen; ebenso die Sicherheit, womit dieselben eine für Blinde mit Erhöhungen und Vertiefungen versehene Landkarte von Syrien handhaben. „Der Lehrer sagte einer der drei Mädchen, sie solle uns nach dieser Landkarte eine Beschreibung von Syrien geben. Da zählte uns die Kleine Beirut, Damaskus, Jerusalem und andere Städte her und zeigte uns, wo jede auf der Karte lag, so dass wir zuletzt gestehen mussten, ihr blindes Auge habe unser sehendes erleuchtet. In den Werkstätten derselben Anstalt fanden wir mehr als 200 blinde Knaben und Mädchen, die Hüte, Strohkörbchen, wollene Zeuge, baumwollene Strümpfe, Schuhe u. A. verfertigten. Einige machten auch Vogelkäfige und schnitten das Rohr dazu mit Messern, vor deren haarscharfen Klingen sich sogar Sehende fürchten konnten; sie aber gebrauchten ihre Messer und Andere ihre Nadeln, Pfriemen u. s. w. mit der grössten Gewandtheit und ohne sich zu verletzen, so dass, wer nur auf ihre Hände, aber nicht auf ihre Augen sah, ganz vergessen musste, dass er Blinde vor sich hatte.“

Der Garten von Sanssouci kommt ihm schöner und an Wasser, Bäumen und Blumenschmuck reicher vor, als alle Gärten, die er bisher gesehen hat. Besonders die 40 Ellen hohe Wassersäule des grossen Springbrunnens schlägt, wie er sagt, durch ihr melodisches Rauschen folgende Funken aus dem Feuersteine seines Herzens:

„Das Rauschen der Gewässer dieses Gartens gleicht den verhallenden Tönen einer fernen Musik. Sie steigen auf und fallen nieder mit anmuthigem Geplauder über die Schönheit ihrer Umgebung und ihre eigne.“

Im Schlosse von Sanssouci ergötzen ihn besonders die Bilder, welche Friedrich der Grosse, um Voltaire zu necken, einst in dessen Abwesenheit mit eigener allerhöchster Hand auf die Wand von dessen Bibliothekzimmer zeichnete: ein Storch, ein Affe, ein Uhu und eine Blume, — Symbole von Voltaire's Zugvogelnatur, Hässlichkeit, schnarrender Stimme und Blumenliebhaberei.

Auch die berühmte Windmühle bei Sanssouci mit der darauf bezüglichen Geschichte fehlt nicht; die letztere erzählt er ganz nach der gewöhnlichen Ueberlieferung.

Die Kasernenstadt Potsdam mit ihren Umgebungen gefällt ihm merkwürdiger Weise so ausserordentlich, dass er gesteht, er hätte gewünscht sich da niederlassen zu können; da

dies nun aber nicht wohl möglich war, so widmet er ihr zum Abschiede wenigstens die unvermeidlichen zwei Verse:

„Welch' lieblicher Ort, so schön, als wäre er ein nichtverlorenes Paradies! Verhiesse mir ihn Gott als Wohnsitz in jener Welt: o wie tugendhaft wollte ich in dieser sein, um ihn zu verdienen!“

Auf der Weiterreise nach Wien berührt er Dresden, aber er berührt es auch nur; denn obgleich er die Stadt mit dem Epitheton „die schöne“ beehrt, kann er doch höchstens einen Abendspaziergang auf der Brühl'schen Terrasse gemacht haben, den er aber durch einen eigenthümlichen Gedächtnissfehler in die Fortsetzung der Reise hineinzieht: „Wir hielten uns da nur kurze Zeit auf; dann reisten wir weiter am Ufer eines breiten Stromes hin, welcher durch die Stadt fließt und dessen Brücken alle (— es giebt deren aber bloss zwei —) von Lichtern erglänzten, die sich in dem Wasser abspiegelten, so dass dieses wie funkelndes Krystall anzusehen war.“

Noch weniger hat er sich um die Zwischenstationen der Eisenbahn von Dresden nach Wien bekümmert; er lässt sich hier arge Flüchtigkeitenfehler zu Schulden kommen, indem er erzählt: „Nachdem wir mehrere kleine Orte passirt hatten, gelangten wir nach Borenbach (Schreib- oder Druckfehler für Bodenbach, den sächsisch-böhmischen Grenzort), und von da aus führen wir auf der österreichischen Eisenbahn nach Prag, dann nach Böhmen (sic!), dann nach Brünn, — alles kleine Städte, von denen keine volle 10,000 Einwohner hat.“

Mehr als Wien selbst, wo er nur das Gewöhnliche sieht, ziehen ihn Schönbrunn, Baden und Laxenburg an; zu den „zwei Versen“ fühlt er sich aber nur durch Schönbrunn und Baden begeistert. In denen auf Schönbrunn verweilt er mit einer Anspielung auf die dortige Menagerie eine Galanterie für die schönen Wienerinnen, mit denen er da zusammentraf:

„Dieser Garten ist ein irdisches Paradies, auf dessen Bäumen die Blätter vor Wonne tanzen und in dessen Schatten Gazellen lustwandeln. Aber die Schönheit selbst spricht: Hütet euch! Es giebt hier auch Gazellen, deren Auge euer Herz gefangen nimmt!“

Ueber das irdische Paradies kommt seine Phantasie auch in Baden nicht hinaus:

„Liebes Baden, du bist ein Ort, der alle andern an Schönheit übertrifft. Glückliche deine Bewohner! glücklicher als Vater Adam, der aus dem Paradiese vertrieben wurde!“

Die Eisenbahrfahrt über Laibach nach Triest giebt ihm wieder Gelegenheit zu bewundernder Anerkennung des naturbezwingenden europäischen Genius. „Unterwegs führen wir unter mehreren durchbrochenen Bergen hinweg, durch deren Inneres hohe und breite Tunnel führen, von denen einer so lang ist, dass wir zur Durchfahrt über eine halbe Stunde brauchten. O Wunder über die europäische Kraft und Kunst, welche diese gewaltigen Berge auf so weite Strecken zu durchbohren vermochte!“

In Triest erfährt er zu seinem Schrecken, dass da die Cholera grassirt. Er hält sich daher in seinen Gasthof eingeschlossen und schiffet sich, ohne die Merkwürdigkeiten der Stadt gesehen zu haben, schon am zweiten Tage auf einem Lloyd-Dampfer ein. Zum Abschiede stellt er den österreichischen Ländern folgendes summarische Zeugniß aus:

„Der grösste Theil Oesterreichs erfreut sich eines milden, weder zu heissen noch zu kalten Klima's; die Einwohner haben einen gesunden, kräftigen Körper, die Weiber besonders ein schönes Aussehen und äusserst gefällige Kleidertracht.“



Die Seereise über Korfu, Zante, Athen und Syra geht glücklich von Statten; „als wir uns aber“, erzählt er, „am achten Tage schon darauf freuten, in Smyrna wieder einmal auszuruhen, verhängte das Geschick einen Unfall über uns. Der Tag war heiter und schön; aber wir erfuhren zu unserem Schaden die Wahrheit des Sprichwortes: ‘Wenn das Schicksal kommt, erblindet das Auge.’ Denn Gott schlug die Augen des dritten Capitäns unseres Dampfers mit Blindheit und liess ihn die nöthige Wachsamkeit vergessen, so dass wir vier Stunden weit von der Hauptstadt der Insel Chios auf ein Vorgebirge aufliefen und da fest-sassen. Zwar wurde sogleich eine Schaluppe abgeschickt, um Fahrzeuge zu unserer Landung aus der Stadt herbeizuholen; aber diese kamen erst Abends an; bis dahin mussten wir in dem festgefahrenen Dampfer die Kälte des Morgens und die Hitze des Tages aushalten —, von unserer Herzensangst gar nicht zu reden. In der Stadt Chios warteten wir nun, unter verschiedenen Wechselfällen, sechs tödtlich lange Tage auf unsere Erlösung; endlich wurden wir nach Smyrna übergesetzt. Dieser böse Zwischenfall verkümmerte uns die sonst so angenehme Reise und erinnerte uns an das Wort des Dichters:

‘Du willst Grosses und Schönes leichten Kaufs erlangen? Thor! Zum Honigseim führt der Weg nur durch die Stacheln der Bienen.’

Doch trösteten wir uns wieder mit dem Verse eines andern Dichters:

‘Ein Uebel das aufhört ist besser als ein vergängliches Gut’.

In Constantinopel besucht er als guter Christ vor Allem die Sophienkirche und freut sich, wenigstens noch einige Ueberreste der alten byzantinisch-christlichen Fresco-Malereien zu entdecken. Der Bosphorus mit der Pracht seiner landschaftlichen Scenerie, seinen Schlössern und Landhäusern geht ihm am Ende doch über Alles, was er auf seiner Reise Schönes gesehen hat:

„Ja, Bosphorus, du bist ein Lustort, dessen Gleichen die ganze Schöpfung keinen zweiten hat! — O schönheitstrahlendes Eden des Ostens: steigt vielleicht aus dir die Morgensonne empor?“

Die sogenannten sieben Prinzeninseln in der Propontis und namentlich zwei von ihnen könnte man, wie er sie beschreibt, „die Inseln der Seligen“ nennen:

„Zwei von diesen reizenden Eilanden dienen den vornehmen und reichen Constantinopolitanern zum Sommeraufenthalt; denn ihr Boden ist ausserordentlich wasserreich und fruchtbar, ihre Luft höchst mild und angenehm. Da kommen sie nun in der schönen Jahreszeit mit ihren Familien hin und beziehen ihre Landhäuser; jeden Tag, wenn ihre Geschäfte es nöthig machen, fahren sie mit den von der türkischen Regierung dazu bestimmten Dampfern in die Stadt, des Abends aber kommen sie zu den Ihrigen zurück und bringen den grössten Theil der Nacht in Vergnügungen hin, sei es daheim, sei es in den mit bunten Lampen erleuchteten Kaffeehäusern, wo beständig lustige Musik ertönt. Auch sind einige dieser Inseln mit Bergen geziert, von deren höchstem wir nach allen Seiten hin eine herrliche Aussicht über Land und Meer genossen.“

Auf der Rückreise von Constantinopel sieht er noch einmal Smyrna; dann im Vorüberfahren Rhodus, Alexandrette, Laodicea und Tripolis. Endlich nach einer Abwesenheit von sechs Monaten und vier Tagen kommt er mit seinem Gefährten am 1. October 1855 glücklich wieder nach Hause. Doch lassen wir ihn dies zu gutem Ende selbst erzählen: „So hatten wir denn unser liebes Beirut wieder vor uns, das uns selbst nach allen gesehenen Herrlichkeiten so schön erschien, dass wir es nun mit keinem der von uns besuchten Orte hätten



vertauschen mögen. Bei'm Einzuge in unsere Vaterstadt fühlten wir, wie wahr der Dichter gesprochen:

‘Zurückgekehrt in die theure Heimat vergisst du alles erlittene Ungemach. Lächelt sie dich aber auch freundlich an, so entlockt doch dieses Lächeln dir selbst Thränen.’

Da kamen uns nun aber unsere Lieben zum Willkommen entgegen und geleiteten uns in die trauliche Wohnung zurück, wo wir uns selbst mit den Worten des Dichters Glück wünschten:

‘Heil dir, mein Herz! Da ist die Heimat wieder, die du so lange entbehrt! Heute siehst du wachend, was dir noch gestern nur im Traume erschien; darum weine nicht mehr und lächle nun die Heimat so freundlich an, wie sie dich!’ —

Der Vortrag rief der Natur des Gegenstandes nach keine Erörterung hervor; da die Zeit nicht mehr erlaubte, zu dem zweiten Vortrage der Tagesordnung überzugehen, wurde derselbe auf die dritte Sitzung verschoben und die Sitzung geschlossen 12³/₄ Uhr.

Am Nachmittage führte ein Extrazug einen grossen Theil der Mitglieder mit ihren Damen zur Festvorstellung nach Karlsruhe. Das gewählte Stück, Brutus und Collatinus, von einem jungen Philologen aus Rudolstadt, Dr. Albert Lindner, hatte bei einer meisterhaften Aufführung den rühmlichsten Erfolg. Die Hauptdarsteller wurden wiederholt, der Dichter am Schluss stürmisch gerufen. Die Nachmittagszeit zwischen der Ankunft in Karlsruhe und dem Beginn der Festvorstellung war von den Gästen nach freier Wahl zur Besichtigung der verschiedenen Sammlungen benutzt worden, welche die Munificenz S. k. H. des Grossherzogs den Mitgliedern der Versammlung bereitwilligst eröffnet hatte.

Dritte allgemeine Sitzung, den 29. September.

Anfang 10¹/₂ Uhr.

Präsident: Prof. Köchly.

Hofrath Halm aus München erhält das Wort, um der Versammlung einen Wunsch an's Herz zu legen.

In dem Sitzungsberichte der Berliner Akademie vom 20. Juli 1865 hatte Prof. Mommsen am Schlusse einer grösseren Mittheilung über die handschriftliche Inschriftensammlung des Thomas Gammarus Folgendes ausgesprochen:

„Man sieht, wie manche epigraphisch wichtige Handschrift noch in den kleineren deutschen, besonders süddeutschen Bibliotheken sich verbirgt und wie wünschenswerth es wäre, wenn die Gelehrten, die sich für epigraphische Dinge interessiren, denselben ihre Aufmerksamkeit mehr als bisher geschehen zuwenden wollten. Wir haben in Deutschland zu den Vortheilen auch die Nachteile der Decentralisation; es giebt keine Verzeichnisse unserer Bibliotheken zweiten und dritten Ranges nach Art des französischen Handschriftenkatalogs der Departements, und es ist dem Zufall überlassen, ob das werthvolle Material, das sie bewahren, zum Vorschein kommt oder nicht. Dagegen fehlt es zum Glück bei uns auch an kleineren Orten nur selten an fähigen und fleissigen Forschern. Möchten diese nach Möglichkeit an die Stelle des Zufalls die planmässige Durchforschung treten lassen.“



Ferner hat Dr. Fröhner im Philologus 1860 S. 719 die Beschreibung einer handschriftlichen Inschriftensammlung (*antiquitates urbis Romae ac ceterorum per orbem terrarum locorum*) mitgetheilt, die noch Ende vorigen Jahrhunderts in Mannheim befindlich, seitdem vergebens gesucht worden ist, und zu deren Wiederaufsuchung aufgefördert.

Redner knüpft hieran eine allgemeinere Bitte. Es werde überhaupt ein grosses Verdienst sein, wenn man in den kleineren Städten Deutschlands, wo überall Gymnasien sich befinden, endlich anfinde, Verzeichnisse der handschriftlichen Schätze anzufertigen, die da und dort zerstreut seien.

Das besste Organ zur Veröffentlichung seien die an den verschiedenen Gymnasien erscheinenden Programme. Er wisse zwar wohl, dass manche Leute vor den Handschriften eine gewisse Furcht hätten, und die Sache sei allerdings nicht gerade eine leichte. Die Hauptschwierigkeit bestehe in der Bestimmung der Jahrhunderte, und wer nicht Gelegenheit gehabt habe, viele Handschriften zu sehen, meine, dass man hier gar zu grosse Verstösse machen könne, und lasse darum am liebsten die Hände davon. Er glaube jedoch darauf aufmerksam machen zu müssen, dass solche Irrungen auch bei Leuten vorgekommen seien, die viele Handschriften gesehen hätten, und es sei eine falsche Prüderie, wenn man, weil möglicherweise ein Missgriff geschehen könne, etwas nicht fördern wolle, was von Wichtigkeit sein könne.

Es bedürfe nicht mehr als einer genauen Bezeichnung des Titels, wenn die Handschrift ihn selbst gebe; sei das nicht der Fall, so brauche der Kenner Nichts als den Anfang und das Ende der Handschrift kennen zu lernen, wobei sich von selbst verstehe, dass wenigstens eine kurze Mittheilung über den Inhalt der Handschrift gegeben werde.

Der Präsident spricht die zuversichtliche Hoffnung aus, dass diejenigen in der Versammlung, welche in der Lage seien, das Ihrige thun würden, um diese hochwichtige Angelegenheit zu fördern.

Hierauf erhält Rector Eckstein das Wort, um mitzutheilen, dass die Commission zur Wahl des nächsten Versammlungsortes sich einstimmig für Halle entschieden habe. Er freue sich darüber, nachdem man seit einer Reihe von Jahren um die preussische Monarchie herumgegangen sei, wie die Katze um den heissen Brei. Er könne versichern, dass das preussische Cultusministerium die Jubiläumsversammlung sehr gern aufnehmen werde. Als erster Präsident wird Herr Prof. Dr. Bernhardt, als Vicepräsidenten die Herren Prof. Dr. Bergk und Director Prof. Dr. Kramer erwählt.

In Halle, schlägt Redner vor, solle eine Revision der Statuten vorgenommen und namentlich erörtert werden, wie viel die Schulmänner davon zu leiden haben, dass auch eine kritisch-exegetische Section sich neben die pädagogische gestellt; die Herren möchten sich die Organisationsfrage recht ernstlich überlegen.

Der Präsident bespricht folgende Eingabe: „Die Unterzeichneten machen den Vorschlag, es möge die deutsche Philologenversammlung für die Zukunft ihr Präsidium ermächtigen und ersuchen, sich mit den Verwaltungsbehörden der Eisenbahnen in Verbindung zu setzen, um für die Mitglieder, die sich an den Versammlungsort begeben, eine Ermässigung der Fahrpreise anzuregen. Ein guter Erfolg wäre wohl zu erwarten, in Anbetracht, dass für die Mitglieder des deutschen Juristentags wie auch der Naturforscherversammlung eine ansehnliche Vergünstigung in dieser Hinsicht bereits erwirkt worden ist.“ Heidelberg, 27. Sept. 1865. Dr. Weismann, Hoffmann von Fallersleben, A. Mussafia, Dr. A. v. Keller, Felix Liebrecht, Prof. Dr. Dietrich, Dr. A. Lübben, Ignaz Petter aus Leitmeritz, Prof. W. Wattenbach.

D. ... 270

ULB Halle 3/1
001 161 148



